

campus passau

das magazin der universität 04|2011





Berge von Büchern



94032 Passau

Nibelungenplatz 1

Telefon 0851 56089-0

Fax 56089-50

www.pustet.de

passau@pustet.de

AOK Bayern - Die Gesundheitskasse

AOK Bayern - Die Gesundheitskasse.
Direktion Passau
Neuburger Str. 92
94032 Passau
(Erreichbar mit den Buslinien 1 + 2,
Haltestelle „AOK“)
www.aok-passau.de

Ihr persönlicher Ansprechpartner
in der AOK Direktion Passau:
Markus Resch, <mailto:markus.resch@by.aok.de>

Gesundheit in besten Händen

AOK
Die Gesundheitskasse.

**KOPF FREI FÜR'S
STUDIUM**

Mit der Gesundheitskasse können Sie entspannt studieren.
Wir kümmern uns um Ihren AOK-Versicherungsschutz –
schnell und einfach!

Fan werden! aok-on.de

Herausgeber:

Der Präsident der Universität Passau
Innstraße 41, 94032 Passau
Tel. 0851/509-1001
Fax 0851/509-1002

ISSN: 1614-2985

Objektleitung:

Steffen Becker
Abteilung Kommunikation

Redaktionsleitung:

Katrina Jordan, jordantext

Redaktion:

Aline-Florence Buttkeireit,
Martin Gustorf, Patrick Hübner,
Florian Weichselbaumer

Mitarbeit:

Boris Burkert, Ulrike Hente, Patricia
Mindl, Mario Puhane, Staatliches
Bauamt Passau, Ludwig Zistler

Titelfotos: Florian Weichselbaumer

Kontakt:

Universität Passau
Abteilung Kommunikation
Innstraße 41, 94032 Passau
Tel. 0851/509-1430, -1431, Fax -1433
E-Mail: pressestelle@uni-passau.de

Gestaltung:

Werbeagentur Hauer-Heinrich GmbH
Tel. 0851/32030

**Logo, Corporate Design Universität
Passau:**

credo concept.communication

Druck:

Druckerei Ostler, Passau

Auflage:

9.500

Anzeigenverwaltung:

Deutsche Hochschulwerbung
Athanasios Roussidis e.K.
Geschäftsstelle München
Leopoldstr. 15, 80802 München
Benjamin Kern, Tel. 089 / 2727 3986

Erscheinungsweise:

4 x jährlich (in Klammern ist der je-
weilige Redaktionsschluss angegeben):

20. Januar (10. Dezember)
20. April (10. Februar)
20. Juli (10. Juni)
20. Oktober (10. September)

Namentlich gekennzeichnete Artikel
geben nicht unbedingt die Meinung
der Redaktion wieder. Nachdruck
(nur vollständig mit Quellenangaben
und gegen Belegexemplar) ist nach
Absprache möglich.

Ein Blick zurück



Liebe Leserinnen und Leser,

„Alt ist man dann, wenn man an der Vergangen-
heit mehr Gefallen findet als an der Zukunft“,
lautet ein beliebtes Bonmot. Auch in dieser
Hinsicht – und nicht nur an Jahren – ist die
Universität Passau eine junge Universität.
Augenfällig wird dies beim weitestgehend
unaufgeregt verlaufenden Generationenwech-
sel. Die Nachfolger der Gründungsprofessoren
treten ein Erbe an, das von rasanter Entwicklung
und starker Dynamik geprägt ist. Eingefahrene
Traditionen existieren so gut wie nicht, so dass
die „Neuen“ ihre Kreativität voll entfalten
können. Dennoch lohnt auch der Blick zurück,
wenn man die Vergangenheit durch die Brille
aktueller Perspektiven betrachtet. Die Redaktion
von Campus Passau zeigt Ihnen u. a., wie man
an der Universität neue Technologien nutzt,
um Altes zu entdecken und zu erhalten. Sie lässt
Protagonisten der Universitätsgeschichte zu
Wort kommen und beleuchtet die Herausfor-
derungen, die zu meistern waren, um unsere Alma
Mater auf ein solides Fundament zu stellen.
Interessante Einblicke wünscht Ihnen
Ihr

Walter Schweitzer

Prof. Dr. Walter Schweitzer
Präsident der Universität Passau

> ABSCHIED

„Es ist ein toller Job“	4
Servus, Herr Bloch!	8
Sie nannten es „Ghetto“	12
„Alte Bauwerke sind wie die Liebe“	13
Dem weißen Gold auf der Spur	14
Zeitreise ins Uni-Versum	16
Auslaufmodell „Bummelstudent“	18

> RUBRIKEN

Editorial	3
-----------	---



„Es ist ein toller Job“

Walter Schweitzer (67) ist einer der letzten verbliebenen „Gründerväter“ der Universität und ihr zweiter Präsident. Im April geht er in den Ruhestand. Mit Campus Passau spricht er über Gesten, Gratwanderungen und Gipfelerlebnisse.

Gießen Sie Ihren Besuchern immer den Kaffee ein?

Ja. Ich will zeigen, dass ich meine Gäste als gleichrangig empfinde. Höfliche Gesten sind eine wichtige Sache in der Personalführung. Ich lege zum Beispiel auch keinen Wert darauf, dass Sie mich mit „Präsident“ oder „Professor“ anreden.

Warum nicht?

„Präsident“ und „Professor“ sind Berufsbezeichnungen und keine offizielle Anrede. Natürlich habe ich die Anrede deshalb nicht verboten. Das würde wiederum „belehrend“ wirken. Aber ich bin immer ganz froh, wenn darauf verzichtet wird. Mein Name ist mir da lieber.

Wie nennt man Sie denn nach dem Ausscheiden? Altpräsident?

Bloß nicht! Ich werde nach meinem Ausscheiden auf jeden Fall an die Verwaltung schreiben und darum bitten, auf einen solchen Titel zu verzichten.

Apropos Gesten: Wie viele Hände haben Sie in ihrer Amtszeit eigentlich geschüttelt?

Als Statistiker müsste man eigentlich schätzen können (lacht). Ich weiß es beim besten Willen nicht. Sehr, sehr viele.

Welche Statistiken führen Sie privat?

Eine einzige: meine Gipfelstatistik. Da ist in unterschiedlichen Farben eingetragen, an welchem Tag und über welchen Weg ich einen Berg bestiegen habe: 1500–1999 Meter Höhe grau, 2000–2999 blau, 3000–3999 rot, 4000 und mehr grün.

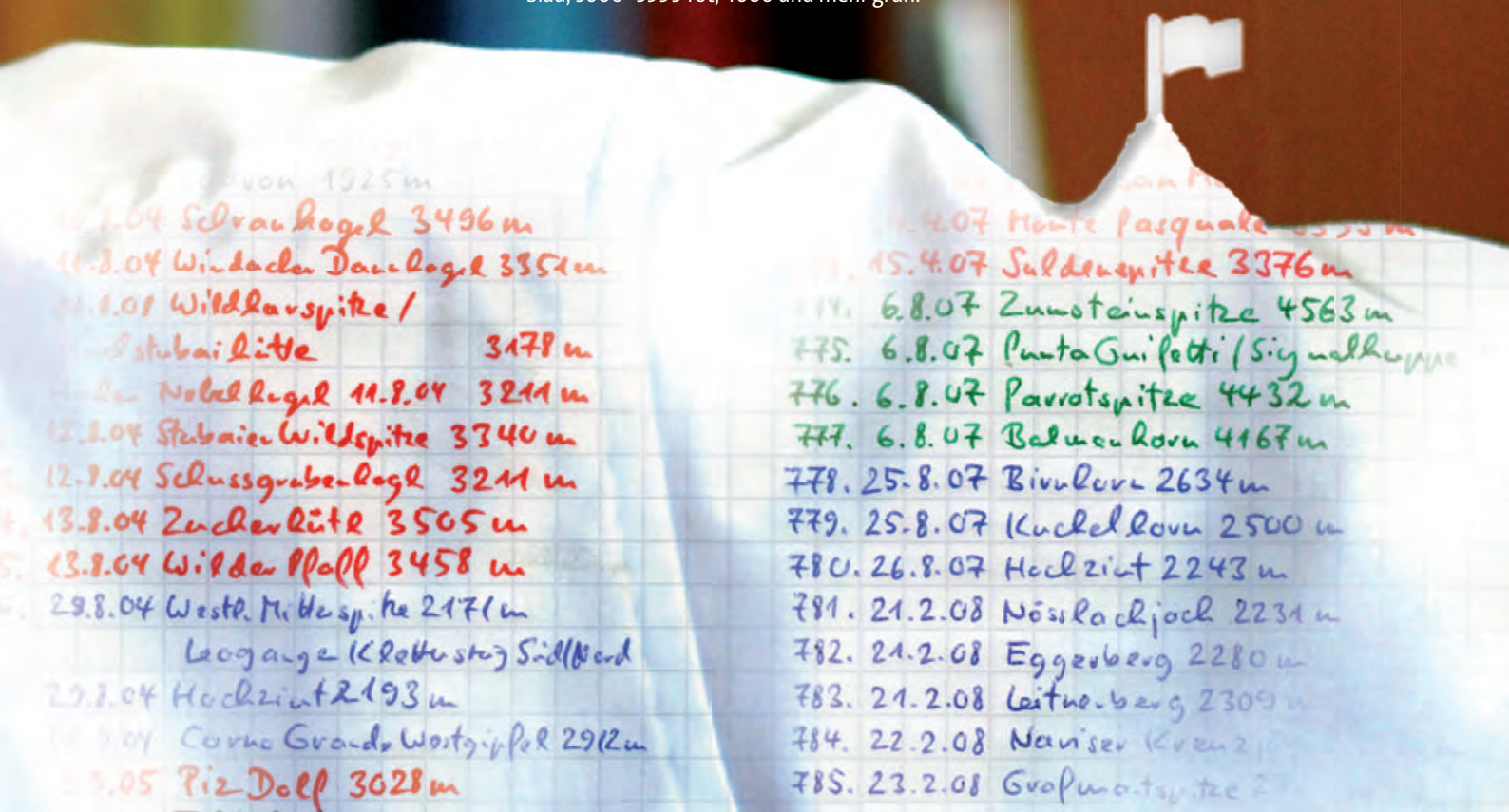
Was ist das Ziel:

Der Weg oder der Gipfel?

Der Gipfel. Ich kehre ungern um. Nach einer schwierigen Tour freut man sich einfach riesig und ist stolz, wenn man da oben steht.

Was haben eine schwierige Tour mit Bergkameraden und ein schwieriges Projekt mit Kollegen gemeinsam?

Beides braucht gute Planung und es wird schnell bestraft, wenn man bei der Vorbereitung nicht sorgfältig genug war. Man muss ein gutes Zeitmanagement haben und Risiken abschätzen können. Und man muss den Mut haben, es bleiben zu lassen, wenn die Umstände zu schwierig werden.



Das Ausfüllen des Präsidentenamtes – welche Art Wanderung ist das?
Eine Gratwanderung (lacht).

Wie haben Sie Ihre Studienjahre von 1963 bis 1968 in München erlebt?
Die Zeiten waren unruhig. Als es richtig los ging mit den Protesten, da war ich selbst schon Mitarbeiter an der Universität und deshalb kein Student mehr. Beim Schah-Besuch in München habe ich mich allerdings auch mit einem Schild hingestellt und protestiert.

Was stand denn auf dem Schild?
„Der Schah regiert, das Volk krepirt.“ Die Polizei hat es mir dann abgenommen. Wenn ich allerdings gewusst hätte, wie sich die Situation in Persien weiterentwickelt, hätte ich darauf wohl verzichtet.

Wären Sie lieber heute Student?
Eher nicht. Wir haben die Zeit damals genossen und es war in mancher Hinsicht stressfreier. Damals gab es nicht einmal eine Zwischenprüfung. Zugleich war das natürlich eine größere Verantwortung: Ich habe zwei Semester vor dem Examen festgestellt, dass ich von Volkswirtschaft keine Ahnung hatte. Das passiert den Studierenden heute sicher nicht mehr.

Warum ist Präsident ein toller Job?
Weil man täglich vor vollkommen unterschiedlichen Herausforderungen steht. Am Vormittag eine Tagung eröffnen, dann ein Grußwort schreiben, am Nachmittag eine ausländische Delegation empfangen – das ist spannend, das muss man mögen, aber das kann man auch lernen. Man lernt viele interessante Menschen kennen. Das betrachte ich als den größten Gewinn aus diesen 15 Jahren.

Sie stehen über 100 Professorinnen und Professoren vor, die großen Wert auf Selbständigkeit legen. Schwierig?
An der Universität gibt es viele Häuptlinge und fast keine Indianer. Das unterscheidet eine Universität auch von einem Unternehmen. Die Professoren sind aber zu Recht selbstbewusst. Hier arbeiten viele Menschen, die an anderen Stellen große Karriere und mehr Geld hätten machen können. Sie arbeiten auch aus intrinsischen Motiven an der Universität, und Selbständigkeit ist ein solches Motiv. Als Präsident muss man das respektieren.

Kann man eine Universität wie ein Unternehmen führen?
Natürlich braucht man heute unternehmerische Methoden wie Controlling oder Kostenrechnung. Aber es gibt wesentliche Unterschiede. Sie müssen alle Beteiligten in den verschiedenen Gremien mitnehmen und versuchen zu überzeugen. Wenn das nicht gelingt, muss

man ein Vorhaben auch bleiben lassen können. Sie haben keine letztendliche Entscheidungsgewalt als „Chef“ wie in einem Unternehmen.

Der spannendste Moment Ihrer Amtszeit?
In jüngster Zeit: Zu erfahren, dass wir mit dem Antrag für das Graduiertenkolleg „Privatheit“ bei der DFG erfolgreich waren. In 33 Jahren Universität ist das der erste erfolgreiche Anlauf. Ich habe mich riesig für die Beteiligten gefreut, weil ich weiß, wie viel Arbeit so etwas kostet.

Die größte Enttäuschung?
Damals, als es um unsere Katholisch-Theologische Fakultät ging, haben wir mit der Universität Regensburg ein Kooperationsmodell erarbeitet, das es möglich gemacht hätte, die Fakultät in reduzierter Form zu behalten. Die Gespräche sind sehr gut verlaufen – doch wurden die Pläne von Regensburger Kollegen hintertrieben und von der Bischofskonferenz abgelehnt; das war schmerzlich. Und das habe ich manchen Kollegen aus der damaligen Katholisch-Theologischen Fakultät in Regensburg auch nicht vergessen.

Wie verlief eigentlich Ihr Weg ins Amt des Unirektors?
Ein bisschen unerwartet (lacht). Ich bin am 1. August 1978 hier ernannt worden, war also einer der dienstälteren Professoren und wurde dadurch recht bald Dekan. Eines Tages wurde ich zum Gründungspräsidenten Karl-Heinz Pollok gerufen und gefragt, ob ich mich nicht in



den letzten drei Jahren seiner Amtszeit als Prorektor zur Verfügung stellen will. Damals habe ich gar nicht daran gedacht, wohin das führen könnte.

Das Amt war nicht interessant für Sie?
Zunächst war ich nicht begeistert von dem Gedanken, weil ich mitbekommen habe, wie sich das Amt von der Tätigkeit am Lehrstuhl unterscheidet. Man muss dann entscheiden: Macht man in Forschung und Lehre weiter oder konzentriert man sich auf die Managerfunktion?

Präsident sein ist das Aus für Lehre und Forschung?

Es ist schwer vereinbar. Da darf man sich keine Illusionen machen. Es gibt Kollegen, die das können, ich konnte es nicht – das musste ich bald einsehen.

Aller Anfang ist schwer – auch für einen Präsidenten?

Ja. Ich musste mich an Vieles erst gewöhnen. So kann ich sicher ordentliche Vorlesungen halten, bin aber ansonsten kein großer Redner. Auch der Umgang mit vielen Menschen auf Empfängen – inzwischen macht es mir Spaß, aber anfangs war das nicht gerade meine Stärke.

Von wem haben Sie gelernt?

Von meiner Frau. Ich habe ihr von Anfang an das Versprechen abgenommen, dass sie mich zu den offiziellen Anlässen begleitet. Sie kann besser auf Leute zugehen, und das ist mir sehr zugute gekommen. Ich bin ihr unheimlich dankbar dafür – und fühle mich heute noch am wohlsten, wenn ich sie dabei habe.

Welche Herausforderungen warten im Ruhestand?

Die Wissenschaft werde ich nicht mehr aufnehmen, da war ich einfach zu lange draußen. Ich habe zwei Töchter und mittlerweile zwei Enkelkinder, denen ich

in Zukunft mehr Zeit widmen möchte. Das gilt auch für meine Frau, die sehr oft auf mich verzichten musste. Ich hoffe, dass meine Gesundheit noch die eine oder andere Bergtour zulässt. Und besonders freue ich mich darauf, dass ich endlich einmal im Mai in den Urlaub fahren kann – bevorzugt Italien. Bisher habe ich während der Vorlesungszeit nie Urlaub genommen, das wäre unfair gegenüber den Kolleginnen und Kollegen gewesen.

Sie sind im Allgäu aufgewachsen. Bleiben Sie im Ruhestand hier?
Selbstverständlich! Ich fühle mich unheimlich wohl hier.

Sie haben Passau zuliebe sogar einen Ruf nach Köln abgelehnt.

Es war ein sehr renommierter Lehrstuhl und eine schwierige Entscheidung. Meine Frau sagte damals: „Ist dir klar, dass der einzige Berg, den du dort besteigen kannst, der Kölner Dom ist?“ Sie hatte Recht. Und ich habe es nie bereut, hier geblieben zu sein.

Woran merkt man, dass Sie Schwabe sind?

An meinem Dialekt (lacht). Da halte ich es mit Theodor Heuss: Man soll ruhigen hören, wo man herkommt. Auf's Geld schaue ich schon auch, aber knauserig bin ich nicht.

Sie haben in den Semesterferien eine Wanderung nach Altötting unternommen. Hat das etwas mit Ihrem Abschied von der Universität zu tun?

Vor Jahren bin ich schon einmal dorthin gepilgert – damals aus persönlichen und auch religiösen Gründen. Dieses Mal gab es wieder einen persönlichen, aber zusätzlich auch einen dienstlichen Hintergrund. Ich habe im Zusammenhang mit dem Graduiertenkolleg versprochen: Wenn dieser Traum in Erfüllung geht, dann gehe ich noch einmal nach Altötting.

Eine Geste?

Ja, unbedingt. Und eine sportliche Herausforderung!

Interview: Steffen Becker, Katrina Jordan

Fotos: Patrick Hübner



> ZUR PERSON

Walter Schweitzer wurde 1944 in Augsburg geboren. Nach dem Abitur studierte er von 1963 bis 1968 BWL mit Schwerpunkt Statistik an der LMU. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter (bis 1971) musste er sich in Vertretung seines Professors mit protestierenden Studierenden auseinandersetzen, was seine Promotion an der Staatswirtschaftlichen Fakultät aber nicht behinderte. Bis 1977 arbeitete er am Lehrstuhl für Statistik der Universität Regensburg und habilitierte sich dort. 1977 folgte er einem Ruf an die Universität Marburg, wechselte aber schon im August 1978 an die neu gegründete Universität Passau. Hier wirkte er als Professor für Statistik, als Prodekan und Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und als Mitglied des Struktur- und Berufungsausschusses für die Fakultät für Mathematik und Informatik. Seit 1994 war er Prorektor und dann seit 1997 Rektor bzw. Präsident der Universität Passau. Walter Schweitzer ist verheiratet, hat zwei Töchter und zwei Enkelkinder.



SERVUS

Servus, Herr Bloch!

— Ludwig Bloch (65) war irgendwie schon immer da. Jetzt geht er. Aber vorher gibt er Campus Passau noch ein Interview. Sein erstes.

Für jemanden, der einer Stadt den architektonischen Stempel aufgedrückt hat, haben Sie ein recht schmuckloses Büro. Woran liegt das?

Den Stempel habe nicht ich aufgedrückt, das ist die Leistung der Architekten. Ich habe das nur organisatorisch begleitet. Mein Büro betrachte ich gar nicht als schmucklos. Man erkennt nur die minimalistische Absicht (lacht). Aber da ist jedes Stück ausgesucht.

Gibt es ein Gebäude, das der Universität gerade noch gefehlt hat?

Einer Universität muss immer das jeweils nächste Gebäude fehlen. Eine Uni, die nicht baut, entwickelt sich nicht weiter. Eigentlich sollte man die Idee für das nächste Objekt schon haben, wenn das laufende Vorhaben noch im Bau ist.

Was kommt also nach dem Zentrum für Medien und Kommunikation?

Der Flächenzuwachs für alles, was mit Technik Plus kommt. Da wissen wir zwar jetzt noch nicht, welches Gebäude wohin gebaut wird. Aber die Standortsuche und auch die Vorbereitung einer Haushaltsanmeldung für das nächste Bauvorhaben sind bereits in Angriff genommen.

Und manchmal muss man aller Planung zum Trotz doch einfach nur den richtigen Moment erwischen...

Man sollte immer einen Plan haben. Es ergeben sich aber ab und an kurzfristige Chancen, beispielsweise aus aktuellen politischen Entscheidungen. Das Zentrum für Medien und Kommunikation war eine solche Chance. Die ursprünglich für den

Transrapidbau gebundenen Mittel des Freistaats wurden investiert, weil wir schnell ein vernünftiges Konzept vorweisen konnten. Gut, wenn man eines in der Schublade hat.

Das Wort „schnell“ überrascht ein wenig, wenn man bedenkt, dass beim Bauen Bürokratie auf Bürokratie trifft: Universität auf Staatliches Bauamt. Wie mühsam ist das in der Praxis?

Da lässt sich manches durchaus schnell machen. Wir arbeiten lange Jahre zusammen und unsere Verhältnisse sind mit zehn Hektar Fläche schließlich überschaubar. Da muss man nicht tagelang diskutieren, meist sind die Möglichkeiten recht schnell klar.

Sie haben selbst als Schüler und Student auf dem Bau gearbeitet. Was lernt man da fürs Leben?

Wie das Arbeitsleben in einer kleinen Organisation wie einer Baustelle funktioniert. Man lernt, Hierarchien und klare Regeln zu respektieren und zu schätzen. Je weiter unten du bist, desto mehr definierst du dich durch den Status, desto empfindlicher bist du. Und je weiter du nach oben rückst, desto wichtiger wird, dass du das nicht vergisst.

Wer über das Bauen an der Universität spricht, kommt am Campus-Fremdkörper Spedition nicht vorbei. Wie tief sitzt der Stachel?

Nicht mehr so tief, was mich betrifft. Die Spedition hat das Bauen behindert, verzögert, Aufwand verursacht – aber nicht immer zu unserem Schaden.

Die Umplanung für Juridicum und Verwaltungsgebäude war zwar umständlich, aber im Nachhinein betrachtet ein Gewinn. Weil wir den geplanten Parkplatz nicht bauen konnten, haben wir jetzt das Blech in der Tiefgarage und drüber ein schönes Gebäude.

Wenn doch noch die Abrissbirne kommt, was geschieht dann mit diesem Fleck?

In der baulichen Planung ist dort erst einmal Grünfläche vorgesehen. Aber es kann genauso gut irgendwann eine Erweiterungsfläche für einen Neubau werden. Laut Bebauungsplan kann jedenfalls weder der jetzige noch der zukünftige Besitzer beliebig mit dem Grundstück verfahren.

Bewundern Sie den jetzigen Eigentümer für seine Sturheit?

Sturheit, die zum eigenen Schaden führt, kann man durchaus bewundern, ja (lacht).

Wie viel Sturheit kann man sich als Kanzler leisten?

Im Tagesgeschäft nicht allzu viel. Bei langfristiger Bauentwicklung braucht man sie aber manchmal.

Wer macht die Bau- und Raumplanung bei Ihnen zu Hause?

Das machen wir miteinander, meine Frau und ich. Seit die Kinder aus dem Haus sind, ist die Lage da sehr überschaubar (lacht).

Nachhaltigkeit ist Ihnen wichtig?

Es lohnt sich, beim Bauen nicht nur auf schnell und billig zu schauen. Auf die

TREUE BEGLEITER UND IHRE GESCHICHTE(N)



Der Stift

„Als ich als Schüler auf dem Bau gearbeitet habe, habe ich die Handwerker bewundert, die sich ein eigenes Werkzeug geleistet haben. Deshalb leiste ich mit heute im Büro einen besonderen Füller, wie der Maurer seine eigene Kelle.“



Das Buch

„Da ist der Teil meines Gedächtnisses drin, den ich nicht im Hirn speichern will. Informationen, Tabellen, Satzungen, die ich ständig brauche, verkleinert auf Din A 6 – „Kanzlerformat“ sagt meine Sekretärin dazu.“

Nutzbarkeit und eine vorbildliche Energiebilanz zu achten bringt mehr, als einfach einen Sonnenkollektor aufs Dach zu schrauben. Das zeigt sich in einem täglichen Betrieb mit tausenden Menschen ganz schnell. Es war eine schöne Erfahrung, eine so sinnvolle Bauentwicklung zu erleben und zu gestalten.

Braucht die Uni ein Nachhaltigkeitskonzept, wie sich das manche Studenten von Ihnen gewünscht haben?

Da sehe ich keine Eilbedürftigkeit. Wir haben mit unserer sorgfältigen Bauweise schon Aspekte der Nachhaltigkeit beachtet, als das Wort noch gar nicht in Mode war.

Was sollte sich eine Uni von ihren Studenten sagen lassen?

Die Studenten haben hier einen Anspruch auf qualifizierte Ausbildung und sollten bei allem, was diese Leistung beeinflusst, mitreden und mitentscheiden können.

Ist der Student ein Kunde?

Der Begriff Kunde ist mir zu eng. Ob ich in die Uni gehe und studiere oder in ein Geschäft gehe und mir Schuhe kaufe – das ist nicht dasselbe Leistungsverhältnis.

Ein Grund, Studenten bei strategischen Entscheidungen vielleicht doch einzubeziehen?

Meine Meinung: Nein. Studenten sind

hier, um sich die Kompetenzen erst einmal anzueignen, die sie dann befähigen, strategische Entscheidungen zu treffen. Bei Entscheidungen der Universität, die in zehn Jahren greifen sollen, können sie nicht mitreden. Diese Lebens- und Qualifikationsebenen sollte man auseinander halten.

Heute rufen Studenten per Facebook zum Protest auf und überreichen dem zukünftigen Präsidenten dann Blumen und Bittbriefe. Vermissen Sie die Zeiten, als es noch richtig Rabatz gab?

Ich habe 1969 mein Studium an der LMU in München begonnen und die Proteste teilweise mitbekommen. Freilich ist es damals lebhafter zugegangen. Es war aber ein anderes Milieu und eine andere Zeit. Rückblickend traue ich mich sogar sagen, dass das Verhältnis von Unileitung und engagierter Studierendenvertretung heute intensiver ist als damals.

Haben Sie sich gefreut, als in Passau beim letzten Bildungsstreik auch mal ein bisschen was los war?

Ja, klar (lacht).

Schwer vorzustellen, dass es in Passau einmal heftig zur Sache gegangen ist: Warum hat sich das Ringen ums Studentendorf, das für Sportzentrum und -platz abgerissen wurde, damals so hochgeschaukelt?

Diese Situation hatte sich über Jahre ent-

wickelt. In Kürze: Die äußeren Bedingungen, der Standort, die Belange der Universitätsentwicklung waren insgesamt so, dass es nicht realisierbar war, das Studentendorf zu erhalten.

Wie sind Sie in die Rolle des Bösewichts gekommen?

Ich war für die Bauplanung verantwortlich und habe die Sichtweise vertreten, die letztlich umgesetzt worden ist. Und ich habe mich nicht davor gedrückt, den Betroffenen meinen Standpunkt persönlich darzustellen. Da wird man natürlich der Böse.

War es unangenehm, eine Polizeihundertschaft in Bewegung zu setzen?

Ich würde es eher als besonderes Erlebnis im Beamtenalltag bezeichnen (lacht). Gewünscht haben wir uns das freilich nicht, in solcher Form die Grenzen aufzeigen zu müssen. Glücklicherweise ist dabei nichts Ernstes passiert.

Haben Sie damals in München Ende der 60er studiert oder gelebt?

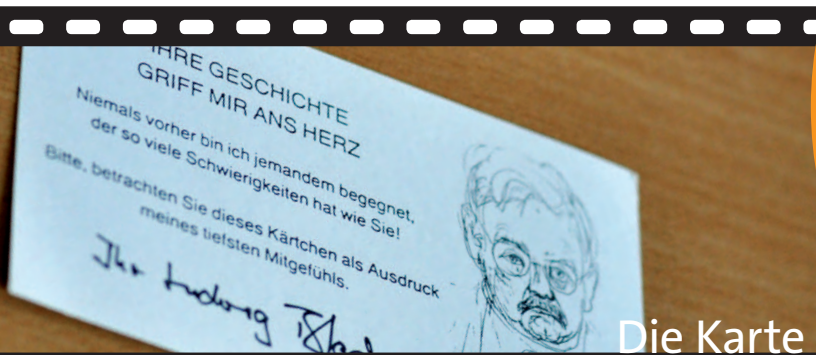
Es war gar nicht so anders als heute. Du hast zwischendurch Zeit verbummelt und musstest dann irgendwann heftig studieren, damit du fertig wirst (lacht).

Was hat Ihre Studienzeit aus Ihnen gemacht?

Mein Selbstbild und mein Weltbild haben sich enorm verändert und geweitet.

Der Pin

„Der Pin war ein Wahlmotto und Name der einstigen Hochschulgruppe „Basis linker ohne Chancen“, kurz: Bloch. Ich betrachte das durchaus als eine Art Auszeichnung.“



Die Karte

„An die Zeichnung und den Spruch bin ich durch Zufall gekommen. Und das kam dabei heraus. Ich habe die Karte aber nie ernsthaft überreicht – sondern nur, um die Leute zum Lachen zu bringen.“

Es war im positiven Sinne die prägendste Zeit meines Lebens.

Sie wollten weg aus Passau?

Ja, wer wollte das damals nicht?! Meine Frau und ich wollten auch nicht mehr zurück – aber dann hat es uns eben doch wieder hierher verschlagen.

Was war denn so schlimm an Passau?

Passau war nicht schlimm. Ich stimme da nicht ein in diese Leier über Mief und Unfreiheit und Unterdrückung durch die Kirche. Aber wenn du in einer Kleinstadt aufwächst und dann in die Großstadt kommst, kann es passieren, dass dir die Großstadt lieber wird.

Was war der Traum?

Ich wollte nach dem Examen Anwalt werden, Öffentliches Recht war mein Hauptinteresse. Arbeitsrecht hätte ich mir auch vorstellen können.

Was kam dazwischen?

Meine Frau hat als Medizinalassistentin eine Stelle am Kreiskrankenhaus Wegscheid bekommen. Und so waren wir von heute auf morgen wieder in der Gegend. Und sind hängen geblieben. Zack.

Sie haben damals ein Jahr Familienpause gemacht. Ungewöhnlich für damals oder?

Für die Dorfbewohner war ich ein Unikum, wenn ich da mit dem Kinderwagen durchs

Dorf geschoben bin. Da haben sie geguckt, die Bauern auf den Traktoren.

Bleiben Sie im Ruhestand hier?

Ja.

Ihre Mitarbeiter sagen, dass es nie wieder einen Kanzler geben wird, der so viel vom operativen Geschäft versteht wie Sie.

Ich habe notgedrungen erstmal vieles selber machen müssen, als wir hier 1978 mit sieben Leuten angefangen haben. Dadurch kam ich mit vielen Bereichen und Tätigkeiten in Berührung. Aber zu sagen, ich könnte meine Mitarbeiter ersetzen, das wäre respektlos gegenüber deren Kompetenz.

Sie verbringen viel Zeit in Sitzungen. Wie hält man das durch?

Ich kann behaupten, dass ich auf diese Seite des Berufslebens durch meine langjährige Ministrantentätigkeit sehr gut vorbereitet war. Wir hatten damals einen sehr aktiven Chorleiter, sodass sich die Messen stark in die Länge zogen. Da darfst du dich nicht rühren, nicht lachen und nichts sagen – und lernst, die Zeit totzuschlagen und dich zu beherrschen (lacht).

Werden Sie irgendwas aus Ihrem Uni-Alltag vermissen?

Das werde ich dann schon feststellen. Ich bin selbst schon sehr gespannt darauf.

Sollen wir Ihre Aussagen für den Abdruck gendern?

Nein, es gilt das gesprochene Wort.

Und niemand spricht geschlechtsneutral.

— Interview: Steffen Becker, Katrina Jordan
— Fotos: Patrick Hübner

> ZUR PERSON

Ludwig Bloch wurde 1946 in Kumreut (heute Freyung) geboren. Er machte sein Abitur in Passau und studierte nach dem Wehrdienst von 1969 bis 1974 Jura an der LMU. Nach einem Jahr Familienpause und einem kurzen Abstecher bei der Regierung von Niederbayern kam er im September 1978 an die neu gegründete Universität Passau. Er leitete u. a. die Abteilung Akademische Angelegenheiten und Rechtsangelegenheiten sowie verschiedene Verwaltungsreferate (u.a. Hochschulplanung) sowie die Personalabteilung. 1986 wurde er Vizekanzler, seit April 2001 wirkt er als Kanzler. Das Amt bringt es mit sich, dass er in mehr Gremien sitzt, als dieser Kasten fassen kann. Ludwig Bloch ist verheiratet und hat vier Kinder.

Sie nannten es „Ghetto“

Über ein Jahrzehnt war das Studentendorf in der ehemaligen Maierhof-Kaserne eine wichtige kreative Keimzelle auf dem Campus. Seinen Abriss konnte dies nicht aufhalten.

Eigentlich war es nur eine vorübergehende Lösung: Weil die Unterkünfte für Studierende Ende der 70er knapp wurden, vermietete man über das Studentenwerk Wohnungen in der für den Abriss bestimmten ehemaligen Maierhof-Kaserne an die jungen Leute. „Ghetto“ taufen die Studierenden ihre teilweise stark renovierungsbedürftige Bleibe, in der sie sich zunächst abgeschoben fühlten. Doch schon bald wussten sie die Anlage zu schätzen: „Preiswerte Mieten, schöne Atmosphäre, ruhige Lage unmittelbar auf dem Campus, ideal für studentische Familien mit Kindern“, beschreibt Boris Burkert (49) die Vorzüge des Provisoriums, das zunehmend ein Zuhause wurde. Er selbst zog 1984 ins „Ghetto“ und gestaltete als Mitglied des Heimrats die „Blütezeit“ dieser besonderen Gemeinschaft mit. Besonders wegen ihres überdurchschnittlichen politischen Engagements bis hin zur studentischen Vertretung im Stadtrat; wegen ihrer Kulturwochen, die hunderte Besucher in den großen Innenhof zogen; wegen ihres festen, fast familiären Zusammenhalts.

Als die Universität in den 80er Jahren schrittweise den Abriss beginnt, formiert sich Protest. Die Bewohner organisieren sich, kämpfen in medienwirksamen Aktionen um ihr Dorf, das in einer Pilotstudie des Bundesbauministeriums als Modellbeispiel gewertet wird. Auch der Bayerische Landtag und Unirektor Karl-Heinz Pollok signalisieren zunächst Unterstützung. Letztlich ist der Baufortschritt, betreut vom damaligen Vizekanzler

Ludwig Bloch, aber nicht aufzuhalten: 1995 gibt der Landtag das Geld für die auf dem Gelände geplante Sportanlage frei, die Studierenden müssen die Wohnungen verlassen. Im November desselben Jahres rücken 200 Polizisten an, um den Teilabriss des Studentendorfs zu schützen – gegen sieben verbliebene Bewohner und eine Reihe friedlicher Demonstranten. „Man wollte uns vermutlich einschüchtern“, sagt Hans Langmaier (44). Er zog im darauf folgenden Sommer als einer der letzten aus, „nachdem mir bereits im November das Wasser abgestellt worden war.“ Unvergessen bleibt Langmaiers Reaktion darauf: Bei klirrender Kälte stattet er dem Brunnen im Foyer der Bergeat-Villa (damals Sitz der Unileitung, heute Café aran) einen Besuch ab, um sich zu waschen.

„Es wäre schön gewesen, wenn die Universität die Chance genutzt hätte, einen bewohnten Campus nach englischem Vorbild einzurichten“, sagt Boris Burkert rückblickend. Die Gegnerschaft zu Ludwig Bloch ist aus seiner Sicht Vergangenheit: „Ich denke, für ihn war der Abriss der Gebäude eine genauso emotionale Angelegenheit wie für uns, aber er hatte eben einen Job zu machen. Und den hat er gründlich erledigt.“ Bloch habe durchaus auch Sympathie gezeigt: „Als später ein ehemaliger Ghettorianer tödlich verunglückte, kam er zur Beerdigung – und auch unsere Einladung zur Ghetto-Revival-Feier vor ein paar Jahren hat er angenommen. Das hat uns viel bedeutet.“

Text: Katrina Jordan
Fotos: Archiv,
Boris Burkert



„Alte Bauwerke sind wie die Liebe“

— Michael Hauck verbindet seine Leidenschaft für alte Gebäude mit der Wissenschaft: Neben seiner Tätigkeit als Passauer Dombaumeister macht er an der Universität seinen Doktor in mittelalterlicher Architektur und hat das digitale Bauarchiv-Projekt „Monarch“ mit auf den Weg gebracht. Nach 24 Jahren nimmt er Abschied von der Dreiflüssestadt, um sich um den Kölner Dom zu kümmern.

„Ich gehe pragmatisch an eine Sache heran und untermauere meine Erkenntnisse wissenschaftlich“, erklärt Michael Hauck. Eine Methode, die in seinem Berufsfeld eher selten vorkommt. Doch dem Steinmetz und Restaurator, der als Dombaumeister am Passauer Stephansdom arbeitet, reicht es nicht, sich nur aus handwerklicher Sicht mit einem Gebäude zu beschäftigen.

„Ars sine scientia nihil est – Kunst ohne Wissen ist nichts“, dieser Satz stammt von Jean Mignot, einem Baumeister aus dem 14. Jahrhundert. Für Michael Hauck ist er zum Grundsatz geworden. „Das Wissen und das Gefühl für statische Zusammenhänge gehören auch im heutigen Zeitalter unbedingt zusammen“, sagt er. Deshalb begann er 1998 berufsbegleitend ein Magisterstudium an der Universität Passau, das er 2005 abgeschlossen hat. Derzeit schreibt der Dombaumeister an seiner

Dissertation über mittelalterliche Architektur. Ungewöhnlich? „Ein Gegensatz ist es nicht, es ergänzt sich und ist für die Tätigkeit am Passauer Dom absolut wichtig“, erklärt Michael Hauck.

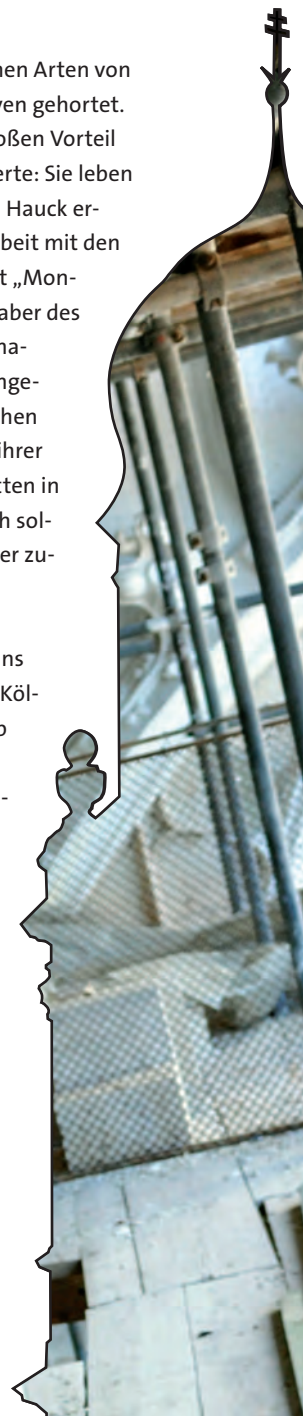
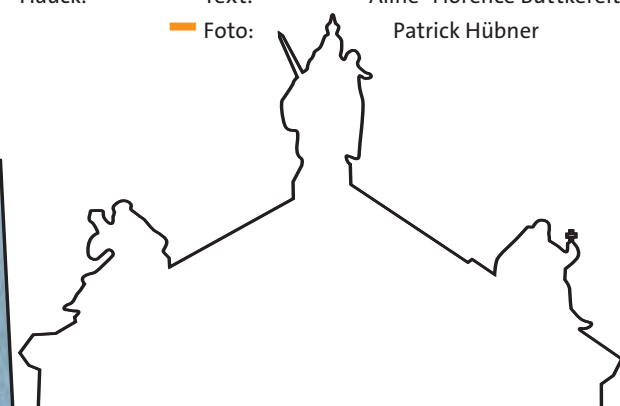
So kann es sehr nützlich sein, nicht nur zu wissen, welche Steine belastbar sind und weniger verwittern – sondern auch, warum die Menschen sich vor hunderten Jahren für dieses oder jenes Material entschieden haben.

Das angesammelte Wissen um all die verschiedenen Arten von Stein, Mörtel und Stuck wird in zahlreichen Archiven gehortet. Und da haben die Baumeister von heute einen großen Vorteil gegenüber ihren Kollegen vergangener Jahrhunderte: Sie leben in einem digitalen Zeitalter. Das hat auch Michael Hauck erkannt und engagiert sich deshalb in Zusammenarbeit mit den Universitäten Passau und Bamberg in dem Projekt „Monarch“. Mit Hilfe von Prof. Dr. Burkhard Freitag, Inhaber des Lehrstuhls für Informatik mit Schwerpunkt Informationsmanagement, konnten die Überlegungen umgesetzt werden. Inzwischen sind eine Menge Menschen und Institutionen an dem Projekt beteiligt. Eines ihrer Ziele ist es, die Archive von verschiedenen Bauhütten in Deutschland untereinander zu vernetzen. Dadurch sollen die alten Bestände für die Wissenschaft leichter zugänglich gemacht werden.

Vielleicht erfolgt eine Vernetzung schon bald bis ins Rheinland. Denn Michael Hauck ist jüngst an den Kölner Dom berufen worden. Das Projekt soll deshalb aber nicht auf ihn verzichten müssen. Leicht fällt ihm der Abschied nach 24 Jahren am Passauer Stephansdom nicht. „Alte Bauwerke sind wie die Liebe.“ Er lächelt. „Sie bleiben erhalten, solange man sie pflegt. Ohne Wissen und Verständnis aber scheitert man an ihnen.“

Text:
Foto:

Aline- Florence Buttke
Patrick Hübner



Auf den Spuren des

— *Einen Schatz suchen im Wald ist ein Traum vieler Kinder. Für František Kubů und Peter Zavřel ist es Alltag. In Zusammenarbeit mit der Universität Passau erkunden die tschechischen Forscher den wohl wichtigsten Handelsweg des Mittelalters, den Goldenen Steig.*

Es ist 10 Uhr morgens. Mitten im Bayrischen Wald ertönt ein eigenartiges Jaulen. Ein Tier ist nirgends zu erkennen. Dafür ist der unebene Boden nicht zu übersehen. Hier, ein paar Kilometer vor Vendelsberg, bahnen sich viele kleine Hohlwege durch Büsche, Laub und Äste. Sie erstrecken sich wie große Rinnen entlang der gesamten Fläche des Waldstücks. Mal sind sie größer, mal kleiner. Und sie waren einmal sehr wichtig: Es handelt es sich um ehemalige Handelswege des Goldenen Steigs. „Die Wege befinden sich hier immer an einem Abhang. Durch Regenwasser wurden sie weiter vertieft. In einer flachen Landschaft, könnte man sie kaum erkennen“, erklärt František Kubů. Er ist Historiker und erforscht seit 20 Jahren zusammen mit dem Archäologen Peter Zavřel den Goldenen Steig.

Wieder ist das Jaulen zu hören, diesmal ist es lauter. Kurz darauf klettern drei Menschen einen der steilen Hohlwege hinauf. Einer von ihnen schwingt einen langen, grauen Stab über den Boden. Was aussieht wie ein Wanderstock mit Unterteller und ungewöhnliche Geräusche abgibt, ist das Metallsuchgerät der tschechischen Forschergruppe. Das Gerät reagiert auf verschiedene Arten von Metall mit unterschiedlichen Tönen: „Der erfahrene Forscher weiß schon aufgrund des Pieptons, was ihn gleich erwartet“, sagt František Kubů.

Daher ist er nicht überrascht, als ihm einer der Grabungstechniker ein Hufeisen entgegenstreckt. „Wir haben bisher 500 Gegenstände allein auf deutschem Gebiet gefunden. Darunter sind bestimmt 400 Hufeisen“, erklärt Peter Zavřel. Daneben wurden Nägel, Jagdutensilien, Münzen und Werkzeuge entdeckt. Alle Funde werden in eine Karte eingezeichnet und anschließend in einem Labor konserviert und untersucht. „Die Endinterpretation übernimmt mein Kollege Peter Zavřel. Er klärt, aus welchem Jahrhundert die Gegenstände stammen. Zusammen finden wir dann heraus, was sie uns über jene Zeit erzählen können“, sagt František Kubů.

Der Goldene Steig von Passau nach Böhmen gehörte zu den verkehrsreichsten Straßen für den mittelalterlichen Saumhandel. Früher hieß er auch Salzweg, benannt nach der Ware, die dort hauptsächlich transportiert wurde. „Böhmen hatte damals kein Salz. Dieser Weg war die einzige Möglichkeit an das weiße Gold zu gelangen“, erzählt František Kubů. Passau wurde dadurch mit Regionen Mitteleuropas verbunden und gewann als Handelsstadt enormen Einfluss.





weißen Goldes

Ein buntes Volk wanderte über den Goldenen Steig. Neben den Säumern, waren es Handwerker, Künstler und zu Kriegszeiten auch Soldaten. Von dem regen Treiben zeugen heute nur noch die Hohlwege. Hier, kurz vor Passau, verlaufen auffällig viele dieser Wege nebeneinander. „Wenn es geregnet hat, eröffneten die Säumer einfach einen anderen Pfad. Auf einigen Strecken war auch der Verkehr zu stark, dann wurde es notwendig auf mehreren Wegen zu passieren“, sagt František Kubů. Erst Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die Wege immer leerer. Zu dieser Zeit regierten in Böhmen die Habsburger. Nach dem 30-jährigen Krieg setzten sie ihr Salz durch, das Passauer Salz verlor an Bedeutung.

Damit all das Wissen über den Goldenen Steig nicht wieder in Vergessenheit gerät, wird an der Universität Passau vorgesorgt: „Die Ergebnisse werden in einem Buch dokumentiert und erfasst. Das Erstellen der entsprechenden Publikationen übernimmt die Universität in Gestalt des Instituts für Kulturräumforschung Ostbayerns IKON“, erklärt Prof. Dr. Franz-Reiner Erkens, Lehrstuhlinhaber für mittelalterliche Geschichte und Direktor der IKON.

Finanziert wird die Forschung zum Teil durch Fördergelder der EU. Die IKON verwaltet das Geld und überprüft die laufenden Untersuchungen. Das Bemühen um den 145 Kilometer langen Steig lohnt sich aus kulturhistorischer Sicht auf jeden Fall: „Die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung, die der Handelsweg bis in die frühe Neuzeit besaß, ist enorm. Auch die Dreiflüssestadt gewann dadurch an Geltung“, sagt Franz-Reiner Erkens.

Irgendwo hinter František Kubů jault es erneut. Bis Jahresende werden die Forscher ihre Zeitreise am Goldenen Steig voraussichtlich fortsetzen. In der Hoffnung, noch möglichst oft auf letzte Schätze jener Zeit zu stoßen, in der das Salz so kostbar war wie Gold.

— Text: Aline-Florence Buttkereit

— Fotos: Peter Zavřel



Zeitreise ins Uni-Versum

— Auf den ersten Blick erinnert kaum etwas auf dem Campus noch an das einstige Innstraßenviertel. Campus Passau hat zusammen mit Archivar Mario Puhane im „Familienalbum“ der Universität geblättert.



Gestern:
Maierhof-Kaserne

Heute:
IT-Zentrum / International House,
Sportanlage

In den 1890er Jahren entstand entlang des Inns das Kasernenviertel um die Maierhof-Kaserne. Die Zufahrt und die Allee haben sich bis heute nicht verändert – aber ansonsten ist in diesem Bereich des Campus nicht viel vom Alten geblieben. Mitte der 1990er wurden die letzten Kasernengebäude, wo auch Teile der Verwaltung, Lehrstühle und Studentenwohnungen eingerichtet waren, abgerissen. Heute steht dort das IT-Zentrum / International House. Original 1893 sind noch die stattlichen Platanen, die die Zufahrt säumen.

Gestern:
Reithalle, Lazarett, Fahrzeughalle,
Sporthalle, Behelfsbibliothek

Heute:
Seminar- und Tagungsstätte



Sie ist das ungeschlagene Multitalent unter den „alten“ Unigebäuden: Die Innstegaula unterhalb des Nikolaklosters. Das ursprüngliche „Exerzierhaus“ der in der Kaserne stationierten Offiziere fand vielfältige Verwendung. Seit dem Generalumbau 2006 bis 2008 erfreut sich der markante Backsteinbau zunehmender Beliebtheit als Veranstaltungsort. Weniger beliebt macht er sich bei den Studierenden, die in den sanierten Räumen über ihren Prüfungen schwitzen müssen.

— Text: Martin Gustorf

— Fotos: Archiv, Staatl. Bauamt, Patrick Hübner

Sehenswert:
Die Dauerausstellung
"...30 Jahre Universität
Passau" (Stand 2008)
im Gebäude
Wirtschaftswissenschaften



Auch meterhohe Aktenstapel wachsen ihm nicht so schnell über den Kopf: Archivar Mario Puhane kümmert sich gerne um das „Gedächtnis“ der Universität.

Gestern:
Schlachthof

Heute:
Mensa

Eine Umwidmung der besonderen Art hat das Gelände erfahren, auf dem die heutige Mensavorplatz befindet, steht mitten auf dem Areal des ehemaligen Schlachthofs des Innstraßenviertels. Ein Blick in Richtung Audimax und Gebäude Informatik und Mathematik wäre aufgrund des mächtigen Gebäudekomplexes zu dieser Zeit noch nicht möglich gewesen. Beim Blick in die Gegenrichtung ist nahe der Eisenbahnbrücke noch eine Stützmauer zu erkennen. Sie hielt einst die Bahngleise, die direkt zum Schlachthof führten.

Gestern:
Gasthaus "Grünes Tal"

Heute:
Professur für Kunsterziehung
und Ästhetik



Das grün gestrichene Haus und der kleine Fachwerkpavillon geben zwischen den umliegenden Bauten einen interessanten Blickfang ab. Wo seit dem Umbau 1990 die Kunst regiert, residierte früher das Gasthaus „Grünes Tal“ samt Biergarten. Im Pavillon wurde vermutlich Bier ausgeschenkt, vielleicht war er auch Teil der Kegelbahn. Sicher ist, dass das Wirthaus bis zu seinem Abriss ein beliebter Treffpunkt des Innstraßenviertels war.



Auslaufmodell „Bummelstudent“

Nicht nur in der Universitätsleitung, sondern auch unter den Studierenden vollzieht sich zurzeit ein „Generationswechsel“. Markus Roitzsch (23, 11. Semester) gehört zu den „Alten“. Er studiert Lehramt Gymnasium für Geschichte und Deutsch mit Abschluss Staatsexamen, sowie Magister (Neuere Deutsche Literatur, Mittlere Neuere Geschichte, Psychologie) und sagt: „Die Neuen studieren anders.“

Nach dem zweiten Semester Lehramt Staatsexamen wollte ich Psychologie noch ein bisschen vertiefen und habe den Magister noch dazu genommen. Der Studiengang ist insgesamt wissenschaftlicher ausgelegt, da mehr Seminare besucht werden müssen und mehr Hausarbeiten zu schreiben sind.

Klar studiere ich anders als Kommilitonen, die auf Bachelor studieren. Bei meinen Mitbewohnern, die Bachelorstudiengänge machen, ist zu Semesteranfang alles noch recht entspannt. Richtung Semesterende sitzen alle in der Bibliothek, lernen für ihre Klausuren „und dann war's das“. Bei mir ist das eher ein kontinuierlicher Ablauf. Ich kann meine Zeit insgesamt wesentlich freier einteilen. Insofern empfinde ich mein Studium insgesamt als selbstbestimmter.

Ob ich mehr vom Studentenleben habe als die? Das hängt sicher vom Typ ab. Für mich wäre das nichts, von einer Klausur zur nächsten zu rennen. Wenn ich am Ende doch mal keine Lust auf eine Hausarbeit habe, dann steht es

mir frei, das Seminar sausen zu lassen und im nächsten Semester ein anderes zu belegen.

Ohne diese Freiheit wäre es für mich kein Studentenleben. Ich habe nebenher zwei bis drei Jobs, kann mein Studium weitestgehend selbst finanzieren und viel unterwegs sein. Mit einem Bachelorstudium ginge das wohl nicht. Natürlich dauert mein Studium länger, aber das habe ich nie bereut. Man kann dabei ja auch länger Erfahrungen sammeln. Studentenleben bedeutet ja auch, sich mal klar zu werden, was das Leben so mit sich bringt.

Für meinen Entwicklungsprozess war der Magisterstudiengang auf jeden Fall wichtig. Ich würde mich heute nochmal für Magister entscheiden, wenn es ginge. Definitiv. Das Bachelorsystem ist ja darauf aufgebaut, dass du ein kürzeres und damit nicht so tief schürfendes Studium hast – und das ist eben auch der Preis, den du zahlst. Aus meiner Sicht wäre ja ein Mischsystem das Beste. Aber da sollen sich andere den Kopf darüber zerbrechen.

■ Protokoll: Martin Gustorf

■ Foto: Florian Weichselbaumer